

Wöchentliche Beilage zur

Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№. 49. 1889.

Rain und Abel.

Novelle von A. G. v. Suttner.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ich stehe allein,“ fuhr der alte Herr fort, „habe keine Familie, meine einstigen Freunde sind auch zum größten Theil nicht mehr, und so kann ich nur dankbar sein, wenn mir sympathische Menschen ihre Gesellschaft schenken. Auch spreche ich ja im Interesse meines Lieblings, und Sie wissen gewiß aus eigener Erfahrung, man spricht gern von dem, was man liebt! — Wo bin ich nur geblieben? Ja, richtig,“ fuhr Inkey, sich entsinnend, fort: „Gehsa war also nach dem Kastell von Delenhaza gebracht worden. Auf Umwegen erfuhr ich den Zustand desselben: ich hatte dort einen Diener bestochen, dessen Schwester bei mir im Dienste stand. Selbst unser Komitarsarzt wurde nicht an das Krankenlager gezogen, weil der Leidende Tag und Nacht im Delirium lag und dabei so böse Dinge, die besonders Ferenz betrafen, gesagt haben soll, daß man sogar mit der Zulassung der ihn pflegenden Personen sehr vorsichtig wurde. Trotzdem war etwas über den hoffnungslosen Zustand Gehsa's in die Oeffentlichkeit gekommen; was konnte es aber diesem Schurken Ferenz schaden, als es nach vierzehn Tagen hieß, Gehsa sei wahnsinnig geworden und müsse sofort nach — nun, den

Namen habe ich vergessen, ich glaube, irgendwo in Deutschland ist diese Irrenanstalt — gebracht werden!

Glauben Sie, daß Gehsa wirklich verrückt war? Ich glaubte es von allem Anfang nicht, und Sie werden später sehen, daß ich Recht hatte. Soviel hörte ich nur durch meinen Vertrauten, daß Gehsa lange im Delirium gelegen

und irre gesprochen habe; war es aber auch zu wundern nach jener Scene in Pal's Wohnung, wo er sein Liebstes vom eigenen Vater auf so niedrige Weise insultiren hörte, und er alle vbhyltesten Kräfte sammeln mußte, um sich vom Refonvaleszentenlager zu erheben! Dann die Ohnmacht, der schwere Fall, das Aufbrechen der alten Wunde und die Marter für seinen armen Geist, als er sich machtlos sah und nicht, wie er es wohl gerne gethan hätte, an Irma's Seite für ihre Ehre, für Recht und Pflicht eintreten konnte! Nein, und hundertmal nein. Gehsa war kein Narr! Ferenz, der schändliche Bube, veranlaßte den ihm gegenüber so schwachen Vater, seinen ihm in dreifacher Richtung gefährlichen Bruder unter Mitwirkung eines gewissenlosen Arztes in jenes Asyl zu bringen, wo wirklich Geistes- kranke wohl eine entsprechende Pflege, Gesunde aber nur zu gewiß den geistigen Tod finden mußten.

Als Irma diese Nachricht erhielt, gerieth sie in die höchste Verzweiflung; sie wollte Gehsa folgen, allein was konnte das nützen? Lange hatte ich zu thun, um sie zu überreden, daß sie vorläufig wenigstens zuwarte; übrigens hätte die Aermste auch ihren Entschluß nicht zur Ausführung bringen können, da sie durch die namenlose Aufregung, die während der letzten vier Wochen Tag und Nacht auf sie eingestürmt, auf das Krankenlager geworfen wurde. Sie machte ein heftiges Nervenfieber durch; ich



Steppen-Antilopen. (S. 387)

pflegte sie im Verein mit Margit und Pal. — Das waren böse Stunden! Jenen, die behaupten, ein bewußtloser Mensch fühle keinen Schmerz, widerspreche ich led in's Gesicht: ist der Seelenschmerz etwa kein Schmerz?

Kaum hatte Irma das Krankenlager verlassen, so brütete sie schon wieder darüber nach, wie sie ihrem Gespa helfen, ihn aus der Irrenanstalt befreien könnte, und die kühnsten Pläne wurden unter Beziehung meines Rathes entworfen, doch es sollte anders kommen.

Eines Tages erchien der Komitatsdiener mit einer Zuschrift, die er Pal überreichte. So klein dieses Stückchen Papier auch war, einen so großen Eindruck machte es auf den Empfänger. „Schon gut, schon gut!“ rief er dem harrenden Diener zu.

„Bitte ergebenst um Bestätigung.“

Pal eilte auf sein Zimmer und brachte das Gewünschte zurück. Der Diener hatte kaum das Zimmer verlassen, als sich mein Freund auf einen Stuhl warf, seinen Kopf in beide Hände barg und heftig zu schluchzen begann.

Erschrocken eilte Irma auf ihren geliebten Vater zu: „Was ist's? Vater? Was ist geschehen?“

„Dies selbst, mein Kind“ antwortete Pal, ihr das Schreiben hinreichend. „Ich kann meine Schande und mein Unglück doch nicht länger mehr vor Dir verbergen.“

Irma schien den Inhalt nicht recht zu verstehen; sie reichte mir ängstlich das Papier. Da stand es klar und sehr verständlich für den, der mit derlei Dingen bekannt ist: „Auf Grund der rechtskräftigen Zahlungsaufgabe d. d. 20. Juli 1869 wird die exekutive Pfändung und öffentliche Feilbietung des dem Herrn Pal v. Honfalvy gehörigen Hauses sammt Einrichtung und Grundstücken auf Grund der Forderung des Herrn Solmossy bewilligt.“

Ja, das war freilich hart! Wie gerne hätte ich dem armen Pal geholfen, allein ich war selbst in keiner viel besseren Lage. Die Nachwehen der Revolution hatten auch meine kleinen Ersparnisse mit fortgenommen; insolge von Mißernte und Mangel an solidem Kredit hatte auch ich schon Solmossy, einen bekannten Geldverleiher, in Anspruch nehmen müssen, und wer da weiß, was es heißt, Wucherzinsen zahlen zu müssen, der wird mir auf's Wort glauben, daß ich nicht helfen konnte.

Warum drängte aber der Wucherer jetzt so plötzlich? Dieses Räthsel mußte ich lösen, und ich begab mich am nächsten Tag zu ihm in die Stadt. Auf der schmutzigen Treppe des noch schmutzigeren Hauses, in welchem es nach Fellen und Lumpen sehr übel roch, begegnete mir ein stattlicher Herr; es war aber so finster, daß ich ihn nicht recht erkennen konnte.

Solmossy, geschmeidig wie immer, bedauerte ungemein, Herrn v. Honfalvy nicht mehr dienen zu können; die Zeiten seien schlecht, man müsse das bischen sauer Erworbene zusammenhalten, und was da bekannte Ausflüchte mehr sind.

Ich wandte meine Ueberredungskunst an, und endlich, es war, als sei ihm plötzlich ein Gedanke gekommen, sagte er: „Nun, wir wollen sehen, was zu thun ist; es sind ja noch acht Tage bis zum Verkaufstermin.“ Mehr konnte ich aus dieser Schurkenseele nicht herausdrücken, und als ich um eine bestimmte Zusicherung in ihn drang, wurde er unhöflich und spielte auf meine eigenen Verpflichtungen an.

Während ich meinem Gasthose zuschritt, begegnete ich Ferenz Kárdossy. Ich war so in Gedanken vertieft, daß mir seine Physiognomie erst auffiel, als er schon an mir vorüber war. „Ist das nicht dieselbe Gestalt?“ frug ich mich umsehend, „die ich auf der Treppe Solmossy's bemerkt habe? — Was, welche Einbildung! Was sollte der reiche Edelmann bei dem schmutzigen Wucherer suchen.“

Als ich Pal den geringen Erfolg meiner Intervention mittheilte, zuckte er die Achseln.

„Was ist zu thun? Danke Dir, lieber Freund, müssen eben abwarten, vielleicht besinnt sich Solmossy doch noch eines Besseren. Sollte es aber dennoch geschehen, daß die Schergen des Gerichtes zu Gunsten eines notorischen Wucherers mir mein Haus verkaufen, dann, Arpad, überlebe ich diese Stunde der Schande und Schmach nicht! Sei Du dann der Vater und Beschützer meiner armen Irma. Alles hat man mir genommen: meine zwei Söhne, deren Gebeine dort im Wallgraben von Komorn modern, meine Felder, meine Wiesen, und jetzt die letzte Ruhestätte, wo ich noch mein müdes Haupt hinlegen könnte!“

Stumm reichte ich ihm die Hand; ich wußte, daß ein Trösten vergebliches Bemühen gewesen wäre. Ich wurde aus dem dumpfen Hinbrüten erst durch heftiges Schluchzen geweckt, das sich im Nebenzimmer, dessen Thür offen stand, vernehmen ließ, auf der Schwelle dieser Thüre war Irma erschienen; sie schwankte auf ihren Vater los und ließ sich langsam auf die Kniee nieder; dann erfaßte sie seine herabhängende Hand, bedeckte dieselbe mit Küssen und Thränen und sagte mit beherber Stimme: „Vater, stets nur mit Dir, nie ohne Dich!“

Er beugte sich zu ihr herab, und seine Thränen vermengten sich mit den ihrigen. Glauben Sie es mir, meine Herren, auch ich abgehärteter Bußtafeln begann zu weinen wie ein Kind. Hier lag das Glück einer edlen Familie zertrümmert vor mir! Was konnte man Beiden Besseres wünschen, als den Tod? Hier Schande und Elend für den tiefgebeugten Vater, dort die arme unglückliche Tochter, deren Bräutigam, ihr höchstes Gut, im Irrenhause dahinschmachtete!

Inken wischte sich die feuchten Augen, Waldberg und mir ging es fast nicht besser; auch uns übermannte das Gefühl inniger Theilnahme.

„Schnell verging die kurze Frist.“ fuhr der Erzähler fort, „nur zwei Tage fehlten noch bis zu der gefürchteten Stunde. Als noch immer keine Nachricht über einen Aufschub der Exekution kam, fuhr ich wieder in die Stadt, um von Solmossy einen vorläufigen Aufschub zu verlangen. Der Gesuchte war verreist und man wußte nicht, wann er zurückkehren würde; ich eilte zum Gericht, aber hier hatte der Gläubiger nichts Neues veranlaßt, also blieb es bei der Feilbietung. Uebrigens, meinte der Stuhlrichter, könne ja Solmossy noch im letzten Augenblick die Amtshandlung sistiren; vielleicht habe er es im Drange der Geschäfte bis jetzt vergessen.“

Der böse Tag, ein Montag, kam heran. Ich konnte die ganze Nacht vor Aufregung nicht schlafen und eilte schon bei Sonnenaufgang zu Pal; dieser war seit den letzten vierzehn Tagen um ebensoviele Jahre gealtert. Resignirt saß er unter der großen Linde im Haushof; neben ihm lag das alte vergilbte Gebetbuch seiner verstorbenen Mutter, wie er mir darauf deutend erklärte.

„Hab' mit Beten mich nie viel geplagt,“ sagte er, „aber Freund, es kommen Momente im menschlichen Leben, wo so Mancher doch Trost darin findet!“

Irma brachte uns das Frühstück, und auch ihr konnte man die durchwachte Nacht ansehen; ein Schleier lag über ihren blauen Augen und wie mechanisch versah sie die Pflichten der Hausfrau, die ihr sonst eine Freude waren. Die Stunde für die Amtshandlung war auf neun Uhr festgesetzt; jetzt schlug es vom Kirchturm sieben. Noch konnte der ersetzte Gerichtsbote erscheinen, der die Sistierung der gefürchteten Handlung brachte; so oft die Hausthüre sich knarrend öffnete, schrakten wir Alle zusammen. Es wurde halb Neun und noch kam er nicht.

Da hörte man plötzlich einen Wagen rollen; er hielt vor dem Hause — wie lief es mir kalt über den Rücken! Die Thür wurde geöffnet und der Gerichtsdiener, Gott sei Dank, allein, trat ein. Also gewiß brachte er den so sehnlich erhofften Aufschub, denn sonst wären ja auch die übrigen Gerichtsfunktionäre mitgekommen. Nur zu bald aber wurde unsere letzte Hoffnung zerstört.

„Die Herren kommen gleich, nehmen nur eine kleine Stärkung ein; ich soll ihre Ankunft einstweilen melden.“

Aus Pal's Gesicht war alles Leben gewichen, stumm nickte er vor sich hin. Irma, aus deren Augen Thränen stürzten, eilte davon, um dem Vater ihren Kummer nicht sehen zu lassen.

Ich nahm mir den härtigen, gegen alles fremde Unglück abgehärteten Diener bei Seite; eine kleine Gabe sollte ihn mir gesüßig machen.

„Also die Exekution ist nicht verschoben?“ frug ich.

„Warum sollte sie verschoben sein? Wurde etwa die Schuld bezahlt? Dann ist ja noch Zeit, die Quittung zu präsentiren.“

Ich wußte genug. „Ist Solmossy auch hier?“ frug ich noch.

„Kann nicht dienen, Herr, sah ihn nicht.“

Jetzt hörte man Schritte und lachende Stimmen auf der Straße. Die Thüre wurde geöffnet und herein trat der Stuhlrichter, ein dicker behäbiger Herr mit martialischem Schnurrbart, gefolgt vom Notar, der an Korpulenz dem Vorausschreitenden nichts nachgab; ja, die Herren leben nicht schlecht! Zugleich mit ihnen drängten sich Neugierige und einige Kauflustige herein, die einen guten Fang zu machen hofften; bald war der halbe Hof gefüllt.

Nun rollte ein Wagen die Straße herab, und ein Neugieriger, der nach dem Aufkommen gelugt, riß eiligst das große Thor auf, um eine elegante ungarische Equipage hereinfahren zu lassen; im Inneren des „Sandlaufers“ saß Solmossy oder richtiger Herr Andor v. Solmossy, seines Zeichens privilegirter Wucherer und Menschenschinder. Schnell flogen die Hütten der kleineren Leute herunter, denn er war schon damals ein gewaltig großer Herr.

Pal hatte sich während der Ankunft der Gerichtsleute auf sein Zimmer zurückgezogen; schwer athmend ließ er sich dort in seinen Sorgenstuhl fallen, aber lange konnte er sich seinen traurigen Gedanken nicht hingeben, denn eben forderte der Gerichtsdiener die schau- und kauflustige Menge auf, in das Innere des Hauses zu treten, da dort, wie es eben Solmossy mit dem Stuhlrichter bestimmt hatte, die Versteigerung mit den Einrichtungsstücken beginnen sollte.

Die Herren vom Gericht schritten voran, gefolgt vom Kläger, der zuvor noch eine heimliche Unterredung mit einem der anwesenden Kauflustigen gepflegt hatte, und man betrat nun Pal's Zimmer. Mein armer Freund blieb unbeweglich sitzen und erwiderte noch kürzer den kurzen Gruß der Eindringlinge. Nachdem den üblichen Formalitäten Genüge geleistet worden, nahm das Gericht vor einem großen Tisch Platz. Solmossy, vom Stuhlrichter aufgefordert, sich ebenfalls an den Tisch zu setzen, lehnte das dankend ab. Sein Blick glitt forschend durch das Zimmer, als suche er irgend eine Person oder einen Gegenstand.

Während nun das Protokoll verfaßt wurde, wollte ich Pal veranlassen, sich aus dem Gemach zu entfernen; diese widerliche Prozedur mußte ihm ja doch Höllenqualen bereiten.

„Nein,“ erwiderte er, „ich harre hier aus. Pal Honfalvy fürchtet sich nicht, dem Tod in's Antlitz zu blicken, und dies,“ er sprach's mit heiferer Stimme, „ist mein Tod!“

In der Zwischenzeit hatte der Gerichtsdiener

mehrere schon früher bei der Inventur verzeichnete kleinere Pfandobjekte, mit welchen der Anfang der Versteigerung gemacht werden sollte, auf den Tisch gelegt. Da gab es einige einfache Schmuckgegenstände, etwas silbernes Tafelzeug, einen Magnatenfäbel mit Türkisen besetzt, ein Paar Pistolen, verschiedene Kassetten und noch mehrere Porzellangegenstände, welche einen höheren Werth repräsentirten.

Solmossy mußte das Ziel seiner Forschungen entdeckt haben, denn er neigte sein aufgedunsenes Gesicht zum Fenster hinaus, warf noch schnell einen bezeichnenden Blick auf seinen Vertrauten und verließ dann mit gleichgiltiger Miene das Zimmer.

Irma wäre gern zu ihrem Vater geeilt, um ihm in dieser schweren Stunde zur Seite zu stehen; sie stand noch unschlüssig unter der Veranda des gegenüberliegenden Traktes; die Fenster von Pals Zimmer waren geöffnet, man hörte das dumpfe Gemurmel der sich drängenden und stoßenden Leute.

Plötzlich überlief eine heisere aber kräftige Stimme den Lärm und man vernahm den Ausruf, welcher verkündete, daß die Versteigerung beginne; dann verlas er die Bedingungen, und nach einer kurzen Pause hörte man: „Nummer Eins, ein Frauenschmuck aus echtem Golde mit einem Miniaturporträt! Fünfundzwanzig Gulden zum Ersten!“

Irma fuhr erschüttert zusammen; sie kannte diesen Schmuck genau: er stammte von ihrer theuren Mutter; das Porträt war ihr eigenes, sie als dreijähriges Kind im Hemdchen, lose Rosen mit den kleinen Händchen an die halbentblößte Brust drückend. Sie wußte, wie theuer dieses Andenken ihrem armen Vater war. Die praktische und minder strupulöse Margit hätte damals, als die Gegenstände geschätzt und notirt wurden, diese und noch einige andere Familienreliquien gern bei Seite geschafft. „Das gehört zu Eurem Leib und Blut!“ hatte sie damals gesagt, doch war sie da bei Pals Rechtlichkeitsinn auf festen Widerstand gestoßen, und so hatten denn diese theuren Gegenstände alle in das Verzeichniß kommen müssen. Was mußte der arme Vater jetzt leiden, so Stück für Stück, all die lieben Erinnerungen sich entziehen sehen! Konnte er das ertragen? War es nicht ein glücklicher Zufall, daß Solmossy, sie offenbar nicht bemerkend, durch den Hof dem nahen Garten zuschritt? Sollte sie das nicht als Wink des Himmels betrachten? Selbst die verhärtetste Seele konnte doch nicht den eindringlichen kindlichen Bitten der Tochter, die ja um das Leben ihres Vaters flehte, widerstehen! Schnell entschlossen eilte sie ihm nach. Dieser schien sie erst zu bemerken, als sie ihn ansprach, wenigstens sollte seine geschickt gespielte Ueberaschung es glauben machen.

„Herr Solmossy,“ hub Irma an und dabei vibrirte ihre Stimme gewaltig, „können Sie meinem armen Vater die Kränkung nicht ersparen? Stehen Sie ab von Ihrem Rechte, ich will Ihnen den Rest der Schuld durch meiner Hände Arbeit verzinsen, und dann, wenn der arme Mann nicht mehr ist, dann nehmen Sie Alles. Ich bitte, ich beschwöre Sie, brechen Sie diese grausame Versteigerung ab; bedenken Sie, mit jeder dieser Reliquien, die für Sie nur einen geringen Werth haben, und die nun in alle Winde getragen werden, schlagen Sie einen Nagel in den Sarg meines armen Vaters! O, haben Sie Mitleid! Wenn Sie Kinder haben, möge Gott an diesen die Wohlthat vergelten, die Sie uns erweisen!“

„Sechszwanzig — siebenundzwanzig — achtundzwanzig! — Achtundzwanzig Gulden zum Ersten! — Gibt Niemand mehr?“ schallte die Stimme des Auktionators wieder herüber.

„Bitte, bitte, Herr Solmossy, fassen Sie den edlen Entschluß!“

Auf dem Gesicht des Geldmenschen zuckte es eigenthümlich. Wie schön dieses Mädchen ist, dachte er sich, ja, Ferenz hat keinen schlechteren Geschmack, als der Narr Geyla! „Kann nicht, schönes Fräulein, Gott soll mich strafen, ich kann nicht!“

„O gewiß können Sie! Lassen Sie die edle Regung, die Ihnen Gott eingegeben, nicht vorübergehen!“ Und sie erfaßte seine fetten Hände und dreßte dieselben mit ihren kleinen weißen Fingern.

Den Bucherer überrieselte es wieder eigenthümlich, und er murmelte für sich: „Hätte ich's ihm nicht abgetreten!“

„Zum zweiten — einunddreißig zum zweiten und — zum — dritten Mal!“

Aus Irma's Brust drang ein matter Schrei: „Dahin, dahin!“

„Fräulein,“ sagte Solmossy, „Sie thun mir wahrhaftig leid, aber ich kann's nicht ändern; doch ich will Ihnen einen Rath geben.“

„Sprechen Sie, schnell!“

„Die Forderung gehört nicht mehr mir, ich habe sie Herrn Baron Ferenz Kardossy abgetreten. Ich fungire heute nur als Bevollmächtigter des Herrn Barons.“

„Wie? Baron Kardossy? Ich verstehe nicht — doch ja, ich ahne nur zu gut einen schrecklichen Zusammenhang!“ Sie blickte verwirrt um sich. „Sprechen Sie, was soll ich thun?“

„Werden Sie keine Frau.“

„Ferenz' Frau? Die Frau des Mörd — nie und nimmermehr! Eher alle Qualen erdulden, die menschliche Bosheit und Tücke erfinden können, als daß ich —“

„Nur so können Sie Ihren Vater retten! Der alte Mann überlebt's nicht, und ich bürge Ihnen dafür, daß alle Gegenstände, die etwa schon veräußert sind, wieder in Ihren Besitz kommen. Konnte der Vater für die Erziehung seines Kindes sein Vermögen opfern, warum kann die Tochter nicht auch dem Vater ein Opfer bringen?“

Inzwischen nahm die Versteigerung in gewohnter Weise ihren Fortgang. Das wenige Silberzeug, Wäsche, Kleidungsstücke fanden ihre Liebhaber und Alles erzielte mindestens den Schätzwert, an eine Vertagung der Exekution war mithin nicht zu denken.

Ich stand neben Pal. Wie geistesabwesend stierte er vor sich hin, und Schweiß bedeckte seine Stirn. Eben hatte der Auktionator eine metallbeschlagene Kassette aus Palisanderholz ergriffen und hob selbe in die Höhe: „Nummer Sieben, eine Kassette, zwei Gulden zum Ersten!“

Pal hatte aufgeblickt; unwillkürlich richtete er sich empor und mechanisch griffen seine Hände nach dem ihm entrückten Gegenstand. Bis jetzt hatte er den werthvolleren Sachen gar keine Aufmerksamkeit geschenkt; sollte dieses unscheinbare Kästchen einen besonderen Werth für ihn haben? Der Ausrufers öffnete den Deckel: zwei blonde Haarlocken, mit einem blauen Bande zusammengebunden, fielen heraus; eine derselben war an einem Päckchen Briefe befestigt.

„Arpad,“ wandte sich Pal mit tonloser Stimme an mich, während er krampfhaft meinen Arm drückte, „rette die Briefe! Irma's Mutter schrieb sie mir, als sie noch meine Braut war — und die Locken, sie sind Alles, was mir von meinen todtten Söhnen geblieben ist — als sie noch Knaben waren, schnitt sie ihnen die Mutter ab, o rette, rette!“ murmelte er, in seinen Stuhl zurücksinkend.

Ich drängte mich durch den dichten Menschenknäuel. Ich wollte den Richter auf das Unstatthafte, Familienpapiere diskreten Inhalts unter das roße Volk gelangen zu lassen, aufmerksam machen, allein es war nicht möglich, mich schnell genug durchzuzwängen.

„Zwei Gulden zum Zweiten! — Noch einen Gulden! Drei Gulden zum Ersten!“

„Vier Gulden!“ rief ich, im Ankauf dieses Gegenstandes die schnellste Erfüllung von Pals Wunsch erblickend.

„Fünf Gulden!“ rief eine Stimme.

„Sechs Gulden,“ ich.

„Sieben Gulden!“ der Andere.

Ich erkannte in meinem Rivalen den Mann, mit dem Solmossy anfangs geküßert hatte: „Acht Gulden!“ Da lief es mir heiß über's Gesicht: hatte ich denn das Geld bei mir? Ich war darauf nicht vorbereitet, und von den Anwesenden kannte ich Niemand außer Pal, und diesem hatte man ja Alles genommen. Ich durchwühlte meine Taschen: zwei, drei Theresenthaler, noch einen, dann etwas kleine Münze, ich konnte noch einen Trumpf wagen: „Neun Gulden!“

„Zehn Gulden!“ erwiderte mit eifriger Ruhe der Andere.

Ich konnte nicht mehr bieten; da traf mich Pals bittender Blick — halt, ich hatte ja meine Uhr in der Tasche! Neben mir stand ein alter kleiner Händler, der nach den für ihn unerreichbaren Schätzen stierte; schnell entschlossen zog ich meine Uhr aus der Tasche: „Was gibt Ihr mir dafür?“

„Was soll ich geben? Ist wohl nicht Gold? Silber und vergoldet?“

„Zehn Gulden zum ersten, zehn Gulden zum zweiten Mal! Gibt Niemand mehr?“

„Ich will Ihnen fünf Gulden für die Uhr geben.“

„Her damit!“ Der Mann zog seine schmierige Börse und gab mir vier Gulden. „Einen Gulden müssen Sie mir als Garantie für die Echtheit lassen.“ Ich entriß ihm das Geld; die Uhr war wohl zehnmal soviel werth und der Gauner hatte heute ein gutes Geschäft gemacht.

„Und zum drit —“
„Dreizehn Gulden!“ war mein letztes Angebot; mehr hatte ich nicht und konnte auch nicht mehr zusammenbringen.

„Vierzehn Gulden!“ replizirte mein Gegner mit einem spöttischen Lachen.

„Vierzehn Gulden zum ersten — zum zweiten und — zum dritten Mal!“

Das Kästchen wanderte von Hand zu Hand, Jeder warf einen neugierigen Blick hinein, bis es zum neuen Eigenthümer gelangte. Nun wurde es mir klar: dieser war von Solmossy aufgestellt, für ihn Alles an sich zu bringen.

(Fortsetzung folgt)

Die Steppen-Antilope.

(Mit Bild auf Seite 385.)

Aus der zahlreichen Familie der Antilopen kommen nur zwei Arten in Europa vor, nämlich die Gense unserer Hochgebirge und die Steppen- oder Saiga-Antilope, welche wir unseren Lesern auf dem Bilde Seite 385 vorführen. Diese Antilope von der Größe unseres Damwildes bewohnt die Steppen im Nordosten unseres Erdtheiles bis zum Altai und nach Sibirien hinein; ihr charakteristisches Kennzeichen ist die breite, dicke Nase und die über die Rinne vorragende Schnauze, das Ohr ist kurz, stumpf und abgerundet. Die Hörner des Bodes sind etwas leierförmig, weit auseinander stehend, unten knotig und durch Ringe gefurcht; das Weibchen ist ungehörnt. Die Länge des erwachsenen Bodes beträgt 1,3 Meter, wovon 11 Centimeter auf den Schwanz kommen, die Höhe am Widerrist kaum 80 Centimeter. Der unförmlich dicke Kopf macht das Thier zur häßlichsten von allen Antilopen, auch seine Gestalt hat etwas Plumpes, trotzdem aber kann es ziemlich schnell laufen. Die Steppen-Antilope wird von den Russen, Tataren, Kirgisen und Kalmüden viel gejagt, entweder auf der Wirsch mit der Wilsche; zu Pferde mit abgerichteten Steinadlern, oder sie wird zu Pferde mit Hundengeheiß. Die Tataren und Kirgisen reiten oft auch ohne Hunde ein starkes Rudel an, suchen es zu theilen und wählen dann ein paar abgeprengte

Thiere zur besonderen Verfolgung aus, wie auf unserem Wilde dargestellt ist.

Die Hinrichtungen in Persien.

(Mit Abbildung.)

Persien ist ein rein despotischer Staat, und der Schah Herr über Leben und Eigenthum aller seiner Unterthanen.

Nur sein Wille gebietet, und keine Art des leiften Widerstandes gegen sein Machtgebot oder die Willkür der an der Spitze stehenden Beamten ist möglich. Die Rechtspflege läßt sehr viel zu wünschen übrig, denn die Bestechung siegt stets; die Strafen sind durchgängig maßlos und grausam. Tortur und Verstümmelungen sind noch immer in Gebrauch; die Todesstrafen durch Enthauptung, Strang oder Schleifen auf den Straßen sind häufig und werden oft ohne vorherige Untersuchung vollzogen. Bei Mördern, Räubern und ähnlichen schweren Verbrechen findet nach vollzogener Exekution stets noch eine öffentliche Ausstellung ihrer Körper statt, was abschreckend wirken soll. Unsere Abbildung stellt eine solche Ausstellung der Körper hingerichteter Mörder in Tauris oder Tabris dar, welches die wichtigste Handelsstadt des persischen Reiches ist. Die Leichen werden vor dem Thore des in jener Stadt befindlichen erbprinzlichen Palastes an den Füßen aufgenüpft und zum warnenden Exempel drei Tage lang so hängen gelassen, wie man es auf unserem an Ort und Stelle aufgenommenen Wilde sieht — ein gräßlicher Anblick, der aber für die zahlreichen Vorübergehenden nichts besonders Abschreckendes zu haben scheint.

Die Leichen werden vor dem Thore des in jener Stadt befindlichen erbprinzlichen Palastes an den Füßen aufgenüpft und zum warnenden Exempel drei Tage lang so hängen gelassen, wie man es auf unserem an Ort und Stelle aufgenommenen Wilde sieht — ein gräßlicher Anblick, der aber für die zahlreichen Vorübergehenden nichts besonders Abschreckendes zu haben scheint.

Der römische Feldherr Drusus und die germanische Seherin.

(Mit Bild auf S. 389.)
Im Jahre 9 v. Chr. hatte der römische Feldherr Drusus, der Stiefsohn des Kaisers Augustus, unter zahlreichen blutigen Kämpfen die Adler Roms siegreich bis zu den Ufern der Elbe getragen und wollte auch diesen Fluß überschreiten. Als er aber an der Spitze seiner Legionen einen dichten Wald passirte, trat ihm plötzlich, hinter dem Stamm einer heiligen Eiche auftauchend, eine jener von den Germanen so hoch verehrten Seherinnen entgegen. „Wohin, Drusus, Unersättlicher!“ rief sie mit abwehrend ausgebreiteten Armen (siehe unser Bild auf Seite 389). „Es ist Dir

nicht vom Schicksal beschieden, alle unsere Länder zu schauen. Kehre um — schon steht Du am Ziel Deiner Thaten und Deines Lebens!“ Der Feldherr, wie die ihn umgebenden Offiziere und Soldaten waren im höchsten Grade betroffen von der imponirenden Erscheinung und den unheilverkündenden Worten der Seherin, die, noch ehe sich die Römer von ihrem ersten Erstaunen erholt, bereits sammt den sie um-

Licht im Dunkeln.

Erzählung von Georg Herborn.

(Nachdruck verboten.)

Treue Freundschaft verband mich von früherster Jugend an mit Frank Elton. Wir waren Beide früh verwaist, demselben Vormund unter-



Ausstellung der Körper hingerichteter Mörder in Persien.

flatternden Raben wieder im Dunkel des Waldes verschwunden war. Kurze Zeit darauf, als Drusus in der That beim Eintritt des Winters sich zum Rückzug gezwungen sah, stürzte der Feldherr mit dem Pferde und verchied an den dabei erhaltenen Verletzungen, noch ehe er wieder den Rhein erreicht hatte, so daß also die Worte der Seherin vollständig in Erfüllung gegangen waren.

und meinte, wie ich denn jetzt schon an einen Bruch denken könne, ich möge doch erst die Dame selbst kennen lernen, wozu ja am heutigen Abend auf der Festlichkeit beim Baronet Guittham Gelegenheit gegeben sei.

In der That erschien die Signora am Abend beim Baronet, und ihre auffallende Schönheit machte mir den Eindruck auf das leicht entzündbare Herz meines Freundes be-

stellt und in derselben Pension erzogen worden, um dann auch gemeinschaftlich dieselbe Univerfität zu besuchen. Später, nach erfolgter Mündigkeit, trennten wir uns ebenfalls nicht und genossen vereint die Annehmlichkeiten des Daseins. Unsere Güter befaßten sich ja in der

Verwaltung pflichtgetreuer Beamten, nur die Jagdsaison führte uns dorthin; während der übrigen Zeit des Jahres hielten wir uns hauptsächlich in London oder in einem Seebade auf.

Frank war ein bildhübcher, liebenswürdiger Mensch, den die Frauen vergötterten; Ursache genug, daß ihn keine auf die Dauer zu fesseln vermochte.

Eines Morgens — es war im Jahre 1862 — kam er zu mir in meine der feinigsten benachbarte Wohnung gestürmt und erzählte mir ganz aufgeregt von einer entzückenden neuen Bekanntschaft, die er auf der gestrigen Soirée gemacht habe. Es sei eine Italienerin, Signora Lerni, die Wittwe eines reichen Bankiers. Ich warnte ihn mit Rücksicht auf seine Flatterhaftigkeit vor der Anknüpfung eines Verhältnisses mit einer leidenschaftlichen Südländerin, die es nie vergebe, wenn man sich später wieder von ihr wende; er lachte aber



Der römische Feldherr Drusus und die germanische Seherin. (C. 388)

greiflich, während andererseits aber auch ihre funkelnden schwarzen Augen meine Besorgnisse bezüglich der Folgen dieser Bekanntschaft für Frank auf's Neue wachriefen. Sie bevorzugte ihn in auffallender Weise, was ihm nicht von allen Seiten neidlos gegönnt wurde. Da war zum Beispiel ein gewisser Chapman, eine jener problematischen Existenzen, wie sie in allen großen Städten ihr Wesen treiben, die eine Vergangenheit haben, man weiß nicht welche, ihren Unterhalt gewinnen, man weiß nicht wie, und sich Zutritt in bessere Kreise verschaffen, man weiß nicht wodurch — dieser Chapman gehörte gleichfalls zu den Verehrern der Signora, konnte aber mit seiner hageren Gestalt, seinem gelichteten Kopfsaare und den tief in den Höhlen liegenden Augen neben meinem Freunde nicht zur Geltung kommen. Und ich gewahrte, wie sich, wenn die Signora mit süßem Lächeln den Worten Frank's lauschte, seine Lippen zusammenpreßte, und seine Augen ein düsteres Feuer sprühten.

Es kam ganz, wie ich erwartet. Nachdem Frank eine Zeitlang kaum in seiner Wohnung zu treffen gewesen, fanden wir uns allmählig wieder häufiger zusammen und verkehrten endlich wieder wie früher, das heißt so, daß selten Einer ohne den Andern zu treffen war.

Ich hatte es inzwischen vermieden, ihn über sein Verhältniß zur Signora Verni auszufragen, konnte aber schließlich doch nicht umhin, diesen Gegenstand wieder zu berühren.

Er lachte etwas gezwungen und meinte: „Nun, John, alter Freund, Du triffst, wie gewöhnlich, den Nagel auf den Kopf; auch diese war noch nicht die Rechte.“

„Nahm sie denn Deinen Rückzug gleichmüthig hin?“

„Warum sollte sie nicht?“

Ich schüttelte den Kopf: „Frank, Frank, das scheint mir unmöglich. Ja, wenn sie Dich fortgeschickt hätte. Aber umgekehrt, das ist eine tödliche Beleidigung. Hüte Dich vor ihr, Frank.“

„Was ist da viel zu hüten? Sie weilt nicht einmal mehr hier, sondern ist nach Paris abgereist.“

„Mir blieb die Sache trotzdem bedenklich, aber Woche auf Woche verging, ohne daß wir wieder von der Signora hörten; sie war wie ein Meteor aufgetaucht und wieder verschwunden.“

Eines Vormittags wollte ich Frank zu einem Spazierritt abholen und fand ihn gedankenvoll, ein Lächeln auf den Lippen, in seinem Salon sitzend.

„Nun, mein Junge,“ fragte ich, „wieder in angenehmen Erinnerungen? Eine neue Eroberung gemacht?“

„Das weiß ich nicht, wohl aber, daß ich selbst erobert bin. Dieses Mal im Ernste,“ setzte er tief aufathmend hinzu und berichtete dann weiter: „Sie ist nicht einmal schön, aber so unaußersprechlich lieb. John, mir ist zu Muth, als sei ich plötzlich ein ganz Anderer geworden. Ich spreche von Miß Jane Biggs, der Tochter unseres früheren Vormunds und väterlichen Freundes. Du kamst ja in letzterer Zeit auch häufig hin und mußt sie daher nach ihrer Rückkehr aus der Pension gesehen haben. Ein holdes Wesen, nicht wahr?“

Ob ich Jane gesehen hatte! Ein tiefes Weh durchzuckte plötzlich mein Inneres; das herzhige Mädchen war auch mir nicht gleichgiltig. Und nun gab sich mein Freund als Rivale zu erkennen.

„Frank,“ sagte ich düster, „dies darf keine Spielerei gleich der früheren sein. Wenn sie Dich wieder liebte, und Du täuschtest sie, ich wüßte nicht, zu was ich fähig wäre.“

„Ohne Sorge, alter John,“ versetzte er treuherzig; „will sie mein Weib werden, so soll sie, soweit ich es vermag, den Himmel auf Erden haben.“

Vierzehn Tage darauf waren Frank und Jane ein so glückliches Brautpaar, wie ich bisher noch keines kennen gelernt. Das milderte in etwas den Enttäuschungs Schmerz in meinem Innern.

Um dieselbe Zeit schrieb mir mein Gutsverwalter, daß ein benachbartes Anwesen in Folge Sterbefalles des Besitzers preiswürdig zu erwerben sei, ich möge persönlich erscheinen, um den Kauf abzuschließen. Ich reiste demzufolge nach Hause und regelte die besagte Angelegenheit so schnell als möglich, denn eine merkwürdige Unruhe trieb mich wieder nach London zurück; schon am nächsten Morgen langte ich dort mit dem Gilzuge an.

„Eine schlimme Nachricht, Sir,“ empfing mich in meiner Wohnung mein Diener ohne jede weitere Vorbereitung.

„So, was gibt's denn?“ fragte ich noch ziemlich sorglos.

„Man hat Mr. Elton todt aufgefunden.“

Ich starrte ihn wie entgeistert an.

„Er wurde in der vergangenen Nacht ermordet,“ erzählte er mit dem Behagen ungebildeter Menschen an der Kundgebung unangenehmer Ereignisse. „Williams kam soeben und berichtete es. Er fragte, ob Sie noch nicht wieder da seien.“

„Es ist nicht möglich,“ stammelte ich mühsam. „Ich verließ ihn ja munter und gesund.“

„Auch Munterkeit und Gesundheit können dem Dolche des Mörders nicht Stand halten.“

„Das ist Signora Verni's Werk!“ klang es in mir. Ich hätte laut aufschreien mögen vor Schmerz und Verzweiflung.

„Ist der Thäter ergriffen?“ fragte ich rauh.

„Ich weiß nicht. Williams ging zur Polizei.“

Ich stürzte davon nach der etwa tausend Schritte entfernten Wohnung meines unglücklichen Freundes. Der alte treue Diener Frank's empfing mich mit nassen Augen. Gleich darauf stand ich vor dem Lager, auf das man den Entseelten gebettet und schaute in seine blassen, schönen, so friedlichen Züge, und das schneidende Weh in meiner Brust machte sich endlich in einem heftigen Thränenstrom Luft. Ich hauchte einen Kuß auf des Todten Stirn und wandte mich wieder zu dem alten Diener: „Erzählt, Williams.“

„Heute Morgen um halb Sieben fand ich ihn,“ berichtete er mit zitternder Stimme. „Er lag dicht an der Wand unter der elektrischen Klingel, wohin er sich wohl mit der Todeswunde in der Brust mühsam gearbeitet hatte, um mich herbeizurufen, ohne daß es ihm doch möglich gewesen, sich so hoch zu erheben, um noch den Knopf zu erreichen. Der Stahl des Verbrechers muß ihn getroffen haben, während er das Licht anzünden wollte, denn in seinen Fingern steckte noch ein angebrannter Streichholzrest. Er hatte im Todeskampfe das in der Nähe stehende Rauchnecessaire umgerissen, und um ihn lagen Cigarren, Aschenbecher und Zündhölzer in wüstem Durcheinander. Ein Fenster war offen, der Mörder hat durch dasselbe jedenfalls seine Flucht ausgeführt. Sie können sich bei dem Anblick meinen furchtbaren Schrecken, meine Verzweiflung vorstellen, Mr. John. Aber ich erkannte, daß es nöthig sei, mich zusammen zu nehmen. So verschloß ich die Thür und lief spornstreichs zur nächsten Polizeistation. Einige Beamten folgten mir und untersuchten den Sachverhalt. Dann kam auch der Coroner*) und stellte fest, daß durch einen seitwärts erfolgten Stoß Lunge und Herz getroffen, und der Tod nach längstens einer Viertelstunde erfolgt sei.“

„Und die Mordwaffe?“

„Es war ein Dolchmesser wie tausend andere und fand sich neben der Leiche. Die Beamten nahmen es mit.“

„Und man hat bis jetzt noch gar nichts auf die Spur des Thäters Reitendes ermittelt?“

„Noch nicht das Geringste.“

„Würde etwas geraubt?“

„Nein, der arme junge Herr besaß noch Uhr und Kette und sein Portemonnaie mit Geld.“

Ich nickte nur, ich hatte es nicht anders erwartet. Allein Signora Verni befand sich, wie mir der unglückliche Frank mitgetheilt, gar nicht in London, sondern in Paris. Immerhin konnte sie den Mörder gedungen und hierher gesandt haben.

Ich begab mich an den Thatort. Man hatte das Gemach inzwischen wieder in Ordnung gebracht. Williams bezeichnete mir die Stelle, wo der Todte gelegen. Als ich mich unwillkürlich niederbeugte, fiel mir ein eigenthümlich phosphorischer Geruch auf. Ich machte Williams's darauf aufmerksam.

„Vielleicht von dem vergossenen Blute,“ meinte er schauernd.

Mich wandelte eine Ohnmacht an, und ich eilte zu einem Fenster, um es zu öffnen und frische Luft zu athmen.

„Entfloh der Mörder hier hinaus?“ fragte ich dann.

„Ja, dieses Fenster stand offen.“

Ich blickte hinab auf den Hofraum, der mit einem Sprunge leicht zu erreichen, wie auch die denselben umgebende, ziemlich niedrige Mauer bequem zu übersteigen war. Die Flucht hatte, da sich jenseits eine Seitenstraße befand, gar keine Schwierigkeit gehabt.

„Um wie viel Uhr kam Frank nach Hause?“ fragte ich weiter.

„Der Portier meint, gegen Drei. Der junge Herr zog wie gewöhnlich die Glocke worauf der Portier von seinem Bette aus den Mechanismus, welcher die Thür öffnet, spielen ließ. Er hörte auch, wie der junge Herr die Thür wieder schloß.“

„War die letztere wie gewöhnlich zu?“

„Ja, der Portier will darauf einen Eid ablegen.“

„Stand vielleicht das Fenster, welches der Mörder zur Flucht benutzte, früher auf, so daß er durch dasselbe hatte einsteigen können?“

„Nein. Ich selbst war, bevor ich mich schlafen legte, in dem Zimmer gewesen und hatte Alles gut verschlossen gefunden.“

„So liegt also nur die Möglichkeit vor, daß der Mörder heimlich hinter seinem Opfer her durch die Hausthür huschte?“

„Ja,“ meinte Williams.

„Ich gehe jetzt zu Miß Biggs und dann nach dem Club,“ erklärte ich dem Alten; „der unglückliche Frank wird jedenfalls an letzterer Stelle den gestrigen Abend verbracht haben. Vielleicht erhalte ich dort einen Fingerzeig.“

Die Trauerkunde war schon zu dem Biggs'schen Hause gedrungen. Die arme Jane hatte sofort einen Ohnmachtsanfall gehabt und hütete jetzt das Bett. Ihre Eltern umarmten mich fassungslos und wollten von mir Trost und Rath, obgleich ich dessen selbst so sehr bedurfte.

Auch im Club, der trotz der frühen Vormittagsstunde bereits ziemlich besucht war, hatte man schon den schrecklichen Fall erfahren. Frank war in der That bis halb Drei dort gewesen und dann allein fortgegangen.

So stand ich einstweilen am Ende meiner Erkundigungen, und zu dem Schmerze über den Verlust gesellte sich noch die Befürchtung, daß das über der Unthat lagernde Dunkel niemals gelichtet werde.

Ich begab mich wieder zu Frank's Wohnung zurück. Mir war, als könnte ich nur dort noch die sehnlichst gewünschte Aufklärung empfangen.

In dem bewußten Gemache fiel mir wieder der eigenthümliche Geruch auf. Spätend schritt ich hin und her. Unterhalb der Stelle, wo

*) Leichenbeschauer.

sich der Knopf der elektrischen Klingel befand, äußerte sich der Geruch am stärksten. Ich blühte mich. Zeigte da die helle Tapete nicht schwarze Streifen?

Ein neuer Gedanke durchzuckte jählings meinen Geist. Ich eilte zu den Fenstern und schloß dieäden, so daß es ganz dunkel im Zimmer wurde.

Da stimmerte es drüben an der Wand auf einmal in gespenstigem Scheine und erlosch wieder, um dann abermals wieder aufzuzucken.

Ich stürzte näher, bestimmte Linien erschienen. Ich starrte wie gebannt darauf und fühlte unter heftigem Herzpochen, wie mein Haar sich sträubte, und kalter Schweiß meine Stirn bedeckte. War das übernatürlichen Ursprungs? Es zeichnete sich deutlich in bläulichem Schimmer ab: „Chapm“ —

Licht, helles, grelles Licht ward mir plötzlich! Chapm, was konnte das anders heißen als Chapman? Der Sterbende hatte Chapman schreiben wollen — den Namen seines Mörders.

Ich riß die Thür auf und schrie so laut ich konnte: „Williams, Williams!“

Gilgigt erschien der Alte. Ich faßte ihn am Arme, warf die Thür wieder zu, daß das Tageslicht von draußen nicht mehr hereindringen konnte und zerpte ihn zur Stelle.

„Leset, leset!“ leuchtete ich. „Dort die phosphorescirenden Linien!“

„O, Allbarmherziger! Chapm! Wie kommt das dahin, Mr. John? Ist das ein Blendwerk der Hölle?“

„Saget Ihr mir nicht, daß der Zündholzbehälter vom Tisch neben den armen Frank hingefallen?“

„Ja, ja.“

„Nun wohl, als er den tödtlichen Stoß erhalten hatte, der Mörder entflohen war, und er es als unmöglich erkannte, den Klingelknopf zu erreichen, um Euch herbeizurufen, da wußte er keinen anderen Weg mehr, den Buben zu bezeichnen, als dessen Namen mit dem Phosphor der Zündhölzer an die Wand zu schreiben. — Schnell nochmals zur Polizeistation, Williams, und einige Beamte hergeholt, damit auch diese die Schrift lesen und dann Anstalten treffen, sich des Mörders zu versichern!“

„Ja, ja,“ versetzte der Alte und tastete sich nach der Thür.

Ich aber starrte wieder auf die geisterhaften Linien an der Wand und dachte an meine Ahnung, und wie ganz anders es gekommen wäre, wenn der arme Frank meine Warnungen beherzigte.

Laut werdende Schritte unterbrachen mein Grübeln. Ich trat auf den Flur und erblickte Williams mit zwei Policemen und einem ältern Herrn in Civilkleidung.

„Detektive Grove,“ stellte sich der Letztere vor. „Der Stationschef hat es dem Berichte Ihres Abgesandten zufolge für gut befunden, mich mitzuschicken.“

Wir traten in den Salon, damit auch die Beamten des Ermordeten Anlagenschrift lesen konnten.

„Well,“ sagte dann Mr. Grove, „das ist eine dringende Aufforderung, sich dieses Chapman zu bemächtigen. War er nicht selbst der Thäter, so steht er doch jedenfalls auf irgend welche Weise mit dem Verbrechen in Zusammenhang. Kennen Sie seine Wohnung?“

„Er hat, so viel ich weiß, sein Absteigequartier im Hause des B.-Club. Doch erscheint es mir fraglich, ob wir ihn unter diesen Umständen dort antreffen.“

„Wir wollen es immerhin versuchen.“

Wir verließen das Haus. Unterwegs theilte ich dem Detektive meinen Verdacht bezüglich der Anstifterin des Verbrechens mit, worauf wir unsere Rollen vorerst Chapman gegenüber besprachen.

Nach halbständigem Gange war das Lokal des B.-Club, zu dessen Mitgliedern ich auch gehörte erreicht. Die Policemen warteten auf der gegenüberliegenden Seite der Straße, während Mr. Grove und ich langsam, wie Leute, die nichts zu versäumen haben, das Gebäude und die einzelnen Gesellschaftszimmer betraten. Der Gesuchte befand sich in keinem der letzteren. Ich bestellte zwei Gläser Sherry, und wir ließen uns an einem der unbefetzten Tische nieder.

Eine Stunde verfloß, Chapman erschien noch immer nicht. Hatte er vielleicht schon Unheil gewittert, und die Flucht ergriffen? Dann verloren wir durch den Aufenthalt hier eine kostbare Zeit für die Verfolgung. Ich klüfferte Mr. Grove diese Befürchtung zu.

„Er kann ja immer noch kommen,“ meinte aber dieser.

Wieder verging eine halbe Stunde. Ich saß da in peinlichster Spannung. Plötzlich vernahm ich folgendes in meiner Nachbarschaft geführte Gespräch:

„Unsere bezaubernde Italienerin ist also wieder angelangt?“

„Signora Leri? Wirklich? Woher wissen Sie das?“

„Gestern Mittag sah ich sie, am Royal-Hotel vorüber schlendernd, aus einem Wagen steigen und sich in das Hotel begeben.“

Ich hatte, während diese Worte gewechselt wurden, Mühe, meine unbefangene Miene zu bewahren. Nun schaute ich Mr. Grove an; er mußte die Unterhaltung gleichfalls vernommen haben. Er blinzelte mir zu; wir hatten uns verstanden. Ich erhob mich, und er folgte meinem Beispiele, worauf wir ruhigen Schrittes den Saal verließen. Auf der Straße hielten wir neuen Kriegerstrahl. Unsere Ansichten stimmten darin überein, daß Chapman, war er überhaupt noch in London, augenblicklich im Royal-Hotel bei der Signora sich befände. Das Hotel lag zwar ziemlich entfernt, war aber mit der unterirdischen Eisenbahn in kurzer Zeit zu erreichen. Wir winkten also die Policemen herbei, schritten rasch zur nächsten Eisenbahnstation, lösten uns Billete nach Blackfriars-Bridge und stiegen nach Verlauf einer halben Stunde wieder zum Straßenniveau empor. Nun lag das Royal-Hotel vor uns.

Es war zwölf Uhr, die Zeit des Luncheon,*) die Stunde zu einem Besuche also nicht sonderlich geeignet, nichtsdestoweniger mußte, sobald Chapman's Anwesenheit bei der Signora konstatiert war, ein Weg zur Ermöglichung des Zutritts gefunden werden.

Während die Policemen wieder auf Kussweite in der Nachbarschaft Aufstellung nahmen, schritten der Detektive und ich in den Speisesaal, wo sich Mr. Grove mit der Frage an einen Aufwärter wandte, ob Signora Leri zugegen sei, es handle sich um eine eilige Botschaft an dieselbe.

Der Kellner bejahte die Anwesenheit der Dame und versprach, sich zu erkundigen, ob dieselbe uns empfangen wolle, es sei noch Besuch da.

„Ein Herr mit hageren, gelblichen Zügen und schwarzem Schnurrbart?“ fragte ich klopfenden Herzens.

„Ganz recht.“

„Nun wußten wir genug.“

Wir werden Ihnen gleich zu den Zimmern der Dame folgen,“ bemerkte mein Begleiter und öffnete dabei seinen Paletot, um das auf dem Leibrock befestigte Polizeiabzeichen zu zeigen.

Der Aufwärter blickte sehr betroffen drein und stotterte: „Eine mißliche Sache, Gentlemen. Sie werden die Angelegenheit hoffentlich derart erledigen, daß der Ruf unseres Hauses keinen Schaden leidet.“

„Selbstredend.“

Von dem Manne geführt, erstiegen wir einige Treppen, durchschritten einen großen Korridor und hielten endlich vor einer an demselben liegenden Thür an. Dann pochte der Kellner, der unterwegs seine Instruktionen erhalten, und trat rasch, ohne einen Bescheid von drinnen abzuwarten, ein. Unmittelbar darauf erschien er jedoch wieder in der Thür und winkte uns, ihm zu folgen. Hastig willfahrten wir. Das Zimmer, welches uns aufnahm, war leer, dagegen schallte durch die halbhohe Thür des Nebengemachs lautes Reden an unser Ohr.

„Ich bitte dringend, kein Ausweichen, Signora,“ sagte aufgeregt eine scharfe Männerstimme, welche ich sofort als die Chapman's erkannte. „Die Bedingung ist erfüllt, ich darf nun auch erwarten, daß Sie Wort halten.“

„Das werde ich ja,“ versetzte gepreßt eine Frauenstimme — es war die der Signora Leri — in gebrochenem Englisch; „es widerstrebt mir nur, wie ich bereits erklärte, schon jetzt dazu überzugehen.“

„Und warum? Empfänden Sie die gleiche glühende Liebe für mich, die in meinem Herzen für Sie lodert, würden Sie sich ebenfalls nach einer Vereinigung sehnen.“

„Es geht nicht,“ lautete die in gleichem bedrücktem Tone gegebene Antwort. „Mir ist, als müßte sich sein Schatten drohend zwischen uns —“

„Wessen Schatten?“ fragte da Mr. Grove, die Thür aufstoßend und in das Nebenzimmer tretend, wohin ich ihm alsbald folgte.

Das unselige Weib stieß einen lauten, gellenden Schrei aus und täumelte, unfähig, sich aufrecht zu erhalten, in einen Sessel, während ihr Gesellschaftler, nicht minder aller Fassung bar, uns mit hervorquellenden Augen und aschfarbenen Zügen anstarrte.

„O, o — schon — so bald!“ stammelte sie nach einer Pause.

„Ja, schon so bald wurden die Urheber der furchtbaren Bluttthat entdeckt!“ sagte der Detektive mit starker Stimme. „Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie Beide als die Mörder Frank Elton's!“

Er zog damit ein Paar Handsessel aus der Tasche und trat auf Chapman zu. Dieser schien aber den ersten Schrecken überwunden zu haben. Ein tüdtischer Witz aus seinen Augen traf den Beamten, er riß einen Revolver hervor und knirschte: „Zurück, wenn Euch Euer Leben lieb ist!“

Dabei machte er auch schon eine Wendung nach der Thür hin. Nun trat ich in Thätigkeit. Mit einem Sprunge stand ich an seiner Seite und ließ meinen Stoß mit aller Kraft auf den Arm niedersausen, welche die Waffe hielt. Ein heiserer Schmerzensschrei entfuhr seinen Lippen, während der Revolver zu Boden fiel. Im nächsten Moment staken seine Hände schon in den Fesseln.

„Und jetzt zu Ihnen, Madame,“ wandte sich der Detektive an die Betreffende, ein weiteres Paar Fesseln zum Vorschein bringend.

Sie hatte sich während des eben Geschilderten nicht gerührt und schaute uns auch jetzt mit vollkommen abwesenden Blicken an; als aber Mr. Grove ihre Hände erfassen wollte, kam plötzlich Leben in ihre Gestalt. Sie stieß den Beamten zurück und rief in wilder Verzweiflung: „Nein, nein, nur das nicht!“

Dann aber erhob sie sich auf einmal und sagte mit ganz veränderter, tonloser Stimme: „Gut, ich will Ihnen folgen, lassen Sie mich nur den Mantel umhängen.“

Sie schritt auf das an einem Gestell hängende Kleidungsstück zu, faßte dann plötzlich in die Tasche und führte etwas zum Munde. Fast im selbigen Moment schwankte sie und stürzte darauf lautlos zu Boden. Wir eilten zu ihr und erblickten in ihrer Hand eine kleine Phiole

*) Gabelfrühstück.

